

Schana towa! Neujahr und Versöhnungstag 5787

Eine Achterbahnfahrt: So kann man gut zusammenfassen, was Jüdinnen und Juden im September mit einer ganzen Reihe von Feiertagen erwartet. Am Neujahrstag (*Rosch Haschana*) feiern wir den Geburtstag der Welt mit einem Rückblick und einem Ausblick: Was ist gelungen und was nicht? Und was sind unsere Ziele für das neue Jahr? Der Tag ist eine Mischung aus Optimismus und ernsthafter Besinnung, mit runden Broten, Äpfeln mit Honig als Geburtstagskuchen und den Klängen des *Schofars* (Widderhorns) als Weckruf.

Zehn Tage später, am Großen Versöhnungstag (*Jom Kippur*), wird es erst richtig ernst. Dann kommen wir zusammen, um an unserer Seele zu arbeiten und darüber nachzudenken, was wir wirklich wollen: für uns selbst, unsere Gemeinschaft und die Welt. Im Idealfall essen und trinken wir 25 Stunden lang nichts, haben keinen Sex und benutzen unser Handy nicht. Am Vorabend stehen wir schlicht in Weiß gekleidet und mit einfachen weißen Sportschuhen ohne Leder vor der geöffneten Lade mit den Tora-Rollen und lauschen dem *Kol Nidré* (alle Gelübde), dessen beeindruckende Melodie uns seit jeher begleitet und uns zu Reue und Besinnung anspornt. Einen ganzen Tag später beenden wir das nicht minder beeindruckende Schlussgebet (*Ne'ila*) mit unserem Glaubensbekenntnis „Shema Yisrael“ (Höre, Israel) und einem letzten langen Schofar-Ton. Einige Minuten später sitzen wir erleichtert am Tisch, um uns kurz darauf auf das achttägige Laubhüttenfest (*Sukkot*) vorzubereiten, das mit einem Fest zum Beginn eines neuen Zyklus von Tora-Lesungen endet (Schlussfest, *Schmini Atzeret*), bei dem wir mit den Tora-Rollen in der Synagoge tanzen.

Was ist das Geheimnis dieser eindrücklichsten Feiertage im jüdischen Kalender, die auf Hebräisch nicht zu Unrecht «ehrfurchtgebietende Tage» (*Jamiam Nora'im*) genannt werden?

Nimm dir Zeit

Diese Feiertage unterstreichen, wie wichtig es ist, zusammen, als Gemeinschaft zu feiern. Denn «es ist nicht gut, allein zu sein», so steht es am Anfang der Bibel geschrieben (Genesis 2:18). Es ist nicht gut für dich selbst und nicht für uns alle – und auch nicht für Gott, der uns schließlich braucht, um seine Vorschriften einzuhalten. Diese Tage vermitteln die Gewissheit, dass wir nicht allein sind – auch wenn es sich manchmal nicht so anfühlt: etwa, wenn man krank oder alt ist, sich gerade hat scheiden lassen, verwitwet oder verwaist ist, oder wenn man gemobbt oder diskriminiert wird, sei es in der Schule oder anderswo.

Man blickt an diesen Tagen auf das Erreichte zurück, aber auch auf das, was schiefgelaufen ist. Aus einer langen, alphabetisch geordneten Liste von Verfehlungen und Fehltritten – die gemeinsam laut vorgelesen wird – wählt man im Geiste jene Begriffe aus, die auf einen selbst zutreffen (*Cheschbon HaNefesch*: eine Bestandsaufnahme der eigenen Seele). Dies ist ein zutiefst persönlicher Prozess, der jedoch im Bewusstsein stattfindet, dass die Menschen neben uns im Grunde das Gleiche tun.

Zeit investieren

Rosch Haschana und Jom Kippur veranschaulichen die Bedeutung der Zeit. Oft beklagen wir, dass wir die Zeit nicht anhalten können und dass sie so schnell vergeht, dass es sich bisweilen anfühlt, als würde ein Dieb uns unsere Tage und Jahre direkt vor der Nase wegstehlen. Manchmal schlagen wir die Zeit tot und oft verschwenden wir sie. Doch selten investieren wir genügend Zeit in das, was wirklich zählt: Zeit zum Zuhören, zum Nachdenken, zum Abschweifen lassen der Gedanken. Zu Beginn seines vielleicht berühmtesten Buches, *The Sabbath* (1951; deutsche Übersetzung: 2025), schreibt der amerikanische Rabbiner und Philosoph Abraham Joshua Heschel (1907–1972), dass das Judentum „die Religion der Zeit“ sei, die auf die „Heiligung der Zeit“ abziele – also darauf, Zeit in etwas Außergewöhnliches zu verwandeln. Wir Juden haben keine Kathedralen, keine heiligen Orte, keine heiligen Gegenstände, kein Weihwasser und keine heiligen Personen, stellt Heschel fest. Doch während der Hohen Feiertage heiligen wir die Zeit, indem wir uns Zeit für uns selbst, für die Gemeinschaft und für das Miteinander nehmen – um zu beten, jenen wunderschönen Melodien zu lauschen und sie mitzusingen, ob im Stehen oder Sitzen, und um – gekleidet in ein schlichtes weißes Gewand und Turnschuhe – heiter unsere eigenen Fehler aufzuzählen.

Im Alltag versuchen die meisten Menschen, so gut wie möglich miteinander auszukommen. Es ist kein Zufall, dass genau im Zentrum der Tora das Gebot steht: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Levitikus 19,18). Die Nächstenliebe steht in scharfem Kontrast zur „Ich-Kultur“, die das eigene Ich in den Vordergrund stellt – wenn persönliche Wünsche zum Mittelpunkt gemacht und die schnellstmögliche Erfüllung der eigenen Bedürfnisse gefordert werden. Die Hohen Feiertage verkörpern dieses Ideal der Nächstenliebe; tatsächlich wird das 19. Kapitel in vielen liberalen Synagogen während des Nachmittagsgottesdienstes an Jom Kippur verlesen.

Nächstenliebe als Fundament

Vor zweitausend Jahren zitierte Rabbi Hillel den biblischen Vers „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der Ewige“ und kommentierte dazu: „Das ist das wichtigste Gebot; alles Übrige ist Erläuterung – geh und lerne!“ (Babylonischer Talmud, Schabbat 31a). Die Nächstenliebe ist das Fundament nicht nur des Judentums, sondern auch des Christentums und des Islam – ein Grundprinzip, das sich auch in anderen religiösen und philosophischen Texten findet und als „Goldene Regel“ bekannt ist: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Dieses oberste Gebot verlangt von uns, unseren Blick auf unsere persönlichen Beziehungen ständig zu erneuern, und sollte Empathie – sich in die Lage eines anderen Menschen zu versetzen – zum Maßstab unseres moralischen Handelns machen. Doch genau das haben wir versäumt ernst zu nehmen; andernfalls würden Frauen und sexuelle Minderheiten nicht belästigt, Flüchtlinge in Europa großzügiger willkommen geheißen und es gäbe keine Kriege, keinen Hunger und keine Gewalt. Wir brauchen diese heiligen Tage, diese Zeit, um das Gebot der Nächstenliebe wieder in den Mittelpunkt zu rücken und unseren moralischen Kompass neu auszurichten.

Mitgefühl als Fundament für eine gerechte Gesellschaft

Am Rosch Haschana und Jom Kippur geht es darum, unser Mitgefühl neu zu entdecken – nicht nur für andere Menschen, sondern auch für Tiere und unsere Umwelt. Unsere Fähigkeit, Wissen zu erwerben und weiterzugeben, legt uns eine besondere Verantwortung für die Schöpfung auf. Die Natur kennt kein Erbarmen, und Tiere besitzen es nur in begrenztem Maße – wir jedoch schon. Dafür gibt es im Hebräischen ein wunderschönes Wort: *Rachmanút* (jiddisch: *Rachmónes*), abgeleitet von *Rèchèm*, Mutterschoß. Gott selbst ist uns hierin ein Vorbild: Einer seiner Namen ist *HaRachamán* – der Barmherzige, der Gott, der tief und innig liebt und an den wir uns während der Hohen Feiertage in einem der schönsten und häufig wiederholten Gebete dieser Zeit wenden: *Avinu Malkénu* – Unser Vater, unser König. Eine gerechte Gesellschaft kann nur existieren, wenn wir Barmherzigkeit auch tatsächlich leben. Das ist die Botschaft dieser Tage.

Doch es geht auch darum, sich dem Gegenteil von Mitgefühl zu stellen – oder, traditionell ausgedrückt, unseren Sünden und Verfehlungen: dem Leid, das wir anderen zufügen, und dem Schmerz, mit dessen Folgen wir in dieser Zeit konfrontiert werden. Weil Juden wissen, was Schmerz und Grausamkeit bedeuten, und weil wir die Gefahren von Ausgrenzung, Vertreibung, Diskriminierung und Schlimmerem verstehen, müssen wir – gerade deshalb – Rachmones (Mitgefühl) für unsere Mitmenschen zeigen, die verfolgt oder diskriminiert werden oder zur Flucht gezwungen sind – Menschen, die wie wir ihre eigene Identität definieren und leben wollen.

Dafür brauchen wir einen Weckruf: die Klänge des *Schofars* (Widderhorns) und die Melodie von *Kol Nidré*. Das ist das Geheimnis der Hohen Feiertage, des Judentums und unseres Menschseins: die Notwendigkeit, ständig daran zu arbeiten, Körper und Seele neu auszurichten – eine wahre Achterbahnfahrt.

Ich wünsche Dir/ euch *Schana towa u-metuka* – ein gutes und süßes neues Jahr! *Gmar chatima towa* – mögen wir in das Buch des Lebens eingeschrieben werden!

Rabbiner Edward van Voolen, 9 September 2026/ 27 Elul 5786